Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 11

Artikel: Etwas über das Lesen
Autor: Juchler, Wolly
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663699

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Was wollte ich tun!“ flüsterte er. „Was war ich im Begriff zu tun?“

Sein Zorn war mit einem mal verflogen, sein Haß wie weggewischt. Nein, nein, noch ist nicht alle Güte aus der Welt verschwunden; er hatte sich zu vorschnell entmutigen lassen, hatte sein Dasein zu früh verwünscht! „Nur eine solche Kleinigkeit und sie hat damit ihren Vater vor dem Verderben und mich vor einem Verbrechen bewahrt. Ich zweifelte am Guten; das Kind läßt mich von neuem daran glauben; und aus Liebe zu ihm will ich nochmals versuchen, ein rechtschaffenes Leben zu führen.“

Und der Vagabund zertrat die Zündholzschachtel, entfernte sich und verschwand im Walde. —

Etwas über das Lesen.

Nachdruck verboten.

Von Molly Fuchler-von Greyerz.

Warum lesen wir? — Die Jugend liest, um zu genießen, sich zu unterhalten, um ihr Unbekanntes und Erhofftes, Unerreichbares und doch Ersehntes wenigstens in der Welt des Gedankens sich zu eigen zu machen. Das Alter liest, um sich zu belehren, um mit der Welt und dem Leben, dem es allmälig abstirbt, im Geiste weiter zu leben.

Die Jugend liest meist unbefangen, kritiklos; darum ist für sie nur das Beste gut genug. Sie verlangt von einem Buche, daß es amüsant sei, daß keine seitenlangen Naturbetrachtungen und Moralpredigten den raschen Fluß der Handlungen beeinträchtigen. Und ihre Forderung hat unbeschadet der Individualität und künstlerischen Freiheit des Schriftstellers ein gewisses Recht. Wir betrachten denjenigen als einen Künstler in seinem Fach, dessen Feder uns in wenig Strichen die Szenerie, in der die handelnden Personen sich bewegen, vorführt, daß wir sozusagen dieselbe Luft mit ihnen athmen und unser geistiges Auge mühelos in dem vorgehaltenen Gemälde sich zurechtfindet. Ebenso erfordert es die Feder eines Künstlers, uns mit seiner eigenen Weltauffassung sowohl als mit den Seelenstimmungen und der Gemütsverfassung seiner Phantasiekinder bekannt zu machen, ohne uns durch aufdringliche Gedankensezirerei und breite, philosophische und moralische Auseinandersetzungen zu belästigen. Auch auf diesem Gebiet verlangt der Leser, der gebildete sowohl wie der unbefangene, bloß genießende, nicht abstrackte Abhandlungen, sondern Beweisführung, die uns das dramatische Element am feinsten und sichersten vermittelt. Auch der

Erzähler kann der Dramatik nicht entbehren, sofern er den Leser nicht langweilen will.

Solche Forderungen zu stellen und nach ihrer Erfüllung oder Nichtbefriedigung den Wert eines Buches zu bemessen, steht auch der Jugend an, besser an, als höchstens ereignislüstern zu spähen, ob der Hans die Grethe kriegt, ungeduldig den Vorhang zu lüften und noch vor Beginn der Lektüre auf der letzten Seite sich von Ringaustausch und Verlobungskuß zu überzeugen. „O, ich habe ein schrecklich schönes Buch gelesen; nein, wie hab ich dabei weinen müssen".

Das ist so beim gewöhnlichen Lesepublikum die beste Empfehlung eines Buches, dessen Lektüre zum notwendigen Lebensglück gehört. Wenn wir aber auf der letzten Seite angelangt uns ehrlich fragen, was wir dabei gewonnen, welch' neue Wahrheiten das Buch aufgedeckt, welche Schwächen es uns vorgehalten, ob es verwandte Saiten in uns anklingen ließ, dann müssen wir uns wie oft gestehen, daß die aus Rührmilch, Phantastik und allerdings einem gut Teil philisterhafter Ehrbahrkeit zusammengebraute, geistige Nahrung die an sie aufgewendete Zeit und Mühe nicht wert gewesen.

Auch wo wir nur unterhalten sein wollen, sollte uns, wenn wir das Buch schließen, das Bewußtsein eines seelischen Gewinnes durchdringen. Und wäre es auch nur die erste Frage der Selbstprüfung, „wie würdest du, in diese Verhältnisse gestellt, dich benommen haben?" Dazu gehört aber auch, daß uns beim Lesen das wohlige Gefühl überkommt, „ach, das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!" Der Dichter soll uns Menschen schildern, mit denen wir fühlen und empfinden können, deren Leiden und Freuden die unsern sind, deren Schuld und Fehler auch uns anhaften, deren Schicksal uns, als auch an uns möglich, ergreift, bewegt. Und darum fort mit aller gewöhnlichen Romanphantastik, mit den Helden und Heldinnen, die zwar tugendhaft bis zum Exzeß, aber von Unnatürlichkeit und legendenhafter Größe strotzen, deren Fischblut die geringste, menschliche Schwäche ausschließt! Können uns Götter und Engel zur Nachfolge bestimmen? Nein, sie erwecken in uns nur das unbehagliche, fremdartige Gefühl unnatürlicher, übermenschlicher Heldengröße, überspannter, somnambüler Traumtugend, in deren Scheinreich unsre Warmblütigkeit nicht hineinpaßt. — Schlichtheit des Ausdrucks und Natürlichkeit, oder sagen wir einfach Wahrheit, sind nicht wichtig genug zu schätzende Forderungen, die wir an Inhalt und Form eines Buches stellen. Und wo sie der Dichter erfüllt, wird er uns zum Vertrauten, zu einem Offenbarer und Seelenleser, zu dem wir sagen möchten: „Wie ist das möglich? Hab ich dich doch nie in meinem Herzen lesen lassen, und da steht schwarz

auf weiß, was ich auch schon gedacht, gefühlt und heimlich gelitten habe." Und wenn der Held oder die Heldin des Buches untergeht, oder in Schuld und Fehler sich verstrickt, so erhebt sich in uns, wenn wir die Absicht des Dichters recht verstanden haben, nicht die Stimme der Ueberhebung, der Selbstgerechtigkeit, die stolz auf den Gefallenen herabsieht. Nein, es erwacht in uns vielmehr das rein menschlich empfindende Mitleid, das Gefühl der Demut, die uns mahnt: „wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Wärest du, in ähnliche Verhältnisse hineingestellt, stark genug der Versuchung zu widerstehen? Die du dir so viel zu gut tust auf deine ungeprüfte Tugend, wie würde sie bestehen im Schicksalssturm, verlassen von deinen natürlichen Beschützern, von allem, was dich jetzt wie eine Mauer schirmt gegen schlimme Einflüsse?"

Solche Gedanken reifen uns heran zum Genuß der Meisterwerke der Dichtkunst. Wir lernen das seichte, unwahre Machwerk vom gediegenen Kunstwerk unterscheiden; die fade Kost der gewöhnlichen Romanschreiberei genügt unserm gereiftern Geschmacke nicht mehr und wir verlangen nach besserm.

Alle Welt anerkennt unsre Klassiker als die Geistesheroen aller Zeiten; aber einem jungen Mädchen einen Shakespeare oder Göthe in die Hand legen, gilt als ein Verbrechen wider die Natur. Auch ich würde das nicht unbedingt und unvorbereitet tun, denn jugendlicher Unerfahrenheit und naiver Genußfreude bleiben die gewaltige Größe eines Shakespeare und die psychologische Tiefe und Wahrheit des „Faust" ein Buch mit sieben Siegeln. Für sie geht die damals noch nie vernommene und bis jetzt unübertroffene Grazie der Sprache, der verschwenderische Reichtum der Bilder, mit einem Wort — die ganze Poesie der Gretchentragödie vorüber und unter in dem Sinnbetörenden, aufregend Bestrikenden einer menschlich wahren Liebesepisode.

Sind denn unsre jungen Mädchen so unwissend, so naiv den Schwächen der menschlichen Verhältnisse gegenüber? Nein, sie haben Augen und Ohren, begierig alles Neue und Fremdartige in sich aufzunehmen. Da wird getuschelt, übertrieben, gerichtet und der Schaden, den die Zunge anrichtet, ist wenigstens ebenso groß als eine unverstandene Lektüre, deren psychologische Wahrheit von allzuängstlichen Gemütern als die bloße Lust am Sinnlichen bezeichnet wird. Für diese haben weder Göthe noch unsre modernen Klassiker, wie unsre Schweizer Gottfried Keller und Konrad Ferd. Meyer geschrieben. Zu ihrem Verständnis braucht es nicht nur Menschen- und Lebenskenntnis, und Verständnis für die Zeit, in die ihre Dichtungen uns versetzen, sondern auch Augen und Ohren für die Feinheiten der Sprache, für wahre Größe und Schönheit der Dichtkunst, und ein

Gemüt, das bei den feinsten Regungen des Seelenlebens mitlacht und mitweint. Unter diesen Voraussetzungen wird der Genuß ihrer Werke ein vollkommener sein und unser innerer Gewinn ein bleibender.

Und wie steht es mit dem Lesen von Gedichten? Unser Volk hat für alles Gereimte eine rührende Empfänglichkeit, fast möchte ich sagen, eine kleine Schwäche. Es ist die Freude an der Musik, an ihrem Rhytmus, die sich auch auf's Gebiet der Sprache hinüberspielt. Wie viel Poesien werden gelesen, auswendig gelernt, abgeschrieben, geliehen — aber wenig gekauft. Nicht zu reden von den selbstfabrizirten. Unsre Dienstmädchen schwelgen in Gedichten, und manche Dame würde anders über das Seelenleben ihrer Untergebenen denken, wenn sie einmal Zeuge wäre, wie viel Gefühl, ächt weibliche Hingabe und kindliche Freude am Reim aus ihrer Rezitation spricht. Das wäre alles schön und gut, wenn wir uns nicht so viel gereimte Prosa gefallen ließen, wenn der Verstand dem Ohre helfen würde, sich am bloßen Reimgeklingel nicht genügen zu lassen, sondern in der gefälligen Form auch den schönen, guten, großen Gedanken zu suchen.

Zu der Verweichlichung und Oberflächlichkeit unsers Geschmacks haben aber Dichter und Dichterlinge in der besten Absicht selbst beigetragen. Erstere, indem sie uns idealisirten, uns ansangen in der Art der Minnesänger, deren Lieder den Frauen nur Süßes, Schönes und Zartes zu sagen vermochten; letztere, indem sie uns Anthologien, Gedichtsammlungen, kurz eine ganze Bibliothek extra für das weibliche Geschlecht zusammenstellten, die allerdings ein ideales, aber einseitiges und wenig der Wirklichkeit entsprechendes Gemälde von unserm Wesen geben. Was ist die Folge?

Wenn uns die Männer alles Schöne und Gute andichten, wie sollten wir es ihnen nicht gern glauben, nicht immer wieder in den uns vorgehaltenen, so vorteilhaften Spiegel blicken und unserm in den zartesten Farben gemalten Ebenbild zärtlich zunicken? Und das Gefallen am eigenen Selbst wird zum Egoismus, zur Tändelei mit Gefühlen, zur öden Selbstverherrlichung. Wir bilden uns ein, wirklich die über alles Gemeine erhabenen, idealen Wesen zu sein, als die uns der Dichter hinstellt. Und dann kommt das Leben und spricht eine ganz andere Sprache mit uns; das geträumte Liebesglück zeigt in der Ehe seine sehr prosaischen Seiten, und unser Gefühlsleben, noch nicht gefeit im Stahlbad der Wahrheit, empfindet den Widerspruch des Lebens mit unsern eignen Vorstellungen von Liebe und Glück wie einen unheilvollen Riß.

Also Vorsicht mit der vielgepriesenen, ausschließlichen Frauenliteratur; sie verzärtelt und entnervt. Wir wollen nicht nur des Mannes Schmuck, sein Spielzeug, aber auch nicht seine Dienerin werden, sondern seine

unentbehrliche, rechte Hand, seine Gehülfin im weitesten Sinne des Wortes.

„Nun, was und wie sollen wir lesen?"

Das erstere wird bedingt durch das letztere. Jedenfalls sollen wir, auch wenn wir nur Erholung und Abwechslung suchen, nie gedankenlos lesen. Gedankenlosigkeit ist geistiger Müßigang, und als solcher „aller Laster Anfang". Sie sieht so harmlos aus, sie will ja nichts thun, auch nichts böses. Sie steht aber faulenzend, gelangweilt unter dem Baum der Erkenntnis, wartend auf den ersten Apfel, der ihr in den Schoß falle. Und die schlechten, angefaulten Früchte fallen vor den ausgereiften. Darum sei uns hier der beste Rat das Sprichwort:

„Prüfet Alles und das Beste behaltet."

Mark Twain auf dem Rigi*).

Der Rigi kann per Eisenbahn, zu Pferde oder zu Fuß erstiegen werden, je nach Belieben des Reisenden. Ich und mein Freund warfen uns in Touristenanzüge und fuhren an einem herrlichen Morgen per Dampfboot den See hinauf. In Wäggis, einem Dorfe am Fuße des Berges, 3/4 Stunden von Luzern, gingen wir ans Land.

Bald ging's behaglich und stetig den schattigen Fußweg hinauf und unsere Zungen waren, wie gewöhnlich, bald in schönster Bewegung. Alles ließ sich herrlich an, und wir versprachen uns nicht wenig, sollten wir doch zum erstenmal den Genuß eines Sonnenaufgangs in den Alpen erleben; das war ja der Zweck unserer Tour. Wir hatten anscheinend keinen triftigen Grund zu eilen, unser Reisehandbuch hatte den Weg von Wäggis bis zum Gipfel als nur 3 1/4 Stunden weit angegeben. Anscheinend sage ich, weil uns Bädeker schon einmal angeführt hatte.

Als wir etwa eine halbe Stunde gegangen waren, kamen wir in die richtige Stimmung für das Unternehmen und trafen Anstalt zum Steigen, das heißt, wir mieteten einen Burschen zum Tragen der Alpenstöcke, Reisetaschen und Überzieher, wodurch wir die Hände frei bekamen.

Wahrscheinlich haben wir häufiger im schönen, schattigen Gras geruht, um ein paar Züge aus unseren Pfeifen zu tun, als unser Führer gewohnt

*) Mark Twain ist der große amerikanische Humorist, dessen Werke auch in Deutschland große Anerkennung gefunden haben und viel gelesen werden. Wir geben in der nachstehenden Schilderung eine Probe seines Humors, der etwas anders geartet ist als der deutsche. Wo der Deutsche laut lacht, womöglich mit Tränen in den Augen, verzieht der Amerikaner kaum eine Miene seines Schelmengesichts. Fast kommt uns sein Humor etwas trocken vor. Die Rigireise des Humoristen wird sich der Leser nicht zum Muster nehmen.